Ulrich von Dobschütz

Aus der Zeit gefallen

SPURBUCHVERLAG

Aus der Zeit gefallen

Ulrich von Dobschütz

Aus der Zeit gefallen

Merkwürdigkeiten von hier, anderswo und von anno dazumal

SPURBUCHVERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at http://dnb.dnb.de

1. Auflage, Juni 2026
© Spurbuchverlag, 96148 Baunach
info@spurbuch.de
www.spurbuch.de
Fotos: Ulrich von Dobschütz
Ausführung: pth-mediaberatung GmbH, Würzburg

Das Buch oder Teile davon dürfen weder fotomechanisch, elektronisch noch in irgendeiner anderen Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Weitere Bücher des Spurbuchverlags finden Sie unter www.spurbuch.de

ISBN: 978-3-88778-026-5

„Soweit ich allgemein bekannt bin, wird man
mir zugestehen, daß ich ein Herr von sehr wenig
Tiefsinnigkeit bin und nicht danach frage, ob die
Sonne geht oder die Erde stille steht, daß ich unendlich
einen edlen Mann, aber mit unauslöschlichen Flammen
die Frauen und kleine Kinder liebe, und daß ich
keinem Wesen in der Natur übel will ...“

Carl-Michael Bellmann (1740 – 1795)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Die Rentenmaus Giscard 8

Die Besatzer 16

La Pazza Tedesca (Die verrückte Deutsche) 29

Der Mensch Meyer 39

Rossolini 45

Der General. Ein Kindheitserlebnis 50

Lehrer Zinkhahn 58

Frau Neger und der blaue Dunst 63

Jakobus 72

Ferdinand 81

Alarichs Grab im Busento 96

De Mortuis Nihil Nisi Bene 100

Wie kommt man zu einer Wohnung in Rom? ... 106

Bruno und die bösen Geister 119

Die Reiseurne 126

Wodka und Krimsekt 138

Baghis Schrei 148

Pierrot die Lumpe 153

Vorwort

Die vornehmste Aufgabe einer Kurzgeschichte, früher sagte man Novelle, was mir immer noch besser gefällt, ist, unterhaltsam zu sein. Auch wenn der Begriff „Unterhaltung durch Massen-Trallala“ gründlich diskreditiert ist. Man muß ja nicht mit-trallern! Ich wünsche mir als Leserin oder Leser für die folgenden Geschichten einen Menschen, der in seiner freien Zeit sich in seinen Lieblingssessel verkriecht, sich ein Glas Rotwein genehmigt, das Wetter draußen ignorierend mit gesundheitsfördernder Entspannung den Nachmittag oder Abend genießt. Ihr oder ihm wünsche ich von Herzen ein interessantes, langes, glückliches Leben!

U. v. D.

Die Rentenmaus Giscard

Auf dem Weg nach der wunderschönen Stadt Nancy in Lothringen haben wir sie getroffen: die Feldmaus, wie wir zunächst dachten, und deswegen haben wir sie Giscard genannt, weil zu dieser Zeit Giscard d'Estaing Präsident der République Française war.

Wir hatten gerade zuvor im Radio eine Rede des Präsidenten gehört und uns als aufgeklärte, ambitionierte Eltern mit unserem Sohn über diese bedeutende Persönlichkeit unterhalten. So war der Name schnell gefunden, schließlich ist er oder vielleicht auch sie – das wurde nie ganz geklärt – ja ein typischer Franzose oder eben eine Französin: klein, zierlich, ein spitzes Näschen und zwei leuchtende, muntere, braune Augen. Als wir in einen Feldweg einbogen, um eine Pause zu machen, lief sie vor unserem Auto über den Weg und blieb unerklärlicherweise am Straßenrand sitzen, was unseren Sohn Klaus, damals etwa zehn Jahre alt, zu einem Aufschrei veranlasste, dem ich als gehorsamer Vater sofort Folge leistete: „Halt mal an, schnell, halt doch mal an!!!" Er sprang aus dem Auto und kam nach kurzer Zeit strahlend zurück, beide Handflächen zu einer Kuhle geformt, die nur einen kleinen Spalt geöffnet, eben jene kleinen, leuchtenden, braunen Augen hervorschauen ließen. „Die nehmen wir mit", erklärte er kategorisch, setzte aber beschwörend, um jeglichem Widerspruch vorzubeugen, ein bittendes „die ist so süß!" hinterher. Hier muss angemerkt werden, dass wir beide wohlerzogene Eltern waren, die gewohnt waren, den Wünschen unseres Sohnes weitgehend nachzukommen, sofern es sich irgendwie realisieren ließ. Sobald es sich um die Aufnahme von Tieren in unserem Haushalt handelte, waren wir von wirklich großer Langmut. Und so lebten zeitweilig bei uns im Haus ein Hund, mehrere Katzen, zwei Hasen,

hin und wieder irgendwelche Vögel, von den Fröschen in unserem Pool ganz abgesehen. Eines schönen Tages hatten wir sogar eine Ente in unserer Badewanne, die allerdings recht schnell wieder ausgewildert wurde, weil die Wanne einerseits gebraucht wurde und andererseits unser Hund mit Namen Jakobus unsere „Tier-Familien-Toleranz“ nicht teilte und die Ente allzu gerne gerupft hätte. Nicht zu vergessen, dass es natürlich ein Aquarium und auch ein Terrarium gab, in dem Fische und Kleintiere lebten, die ich jetzt beim besten Willen nicht alle aufzuzählen imstande bin. Nun war also die Maus Giscard, wie wir später nach ausgiebigen zoologischen Recherchen erfuhren, eine Birkenmaus. Da wir bei unseren Reisen und Ausflügen so gut wie immer eine Art Kleinterrarium mitführten, um für solche Vorkommnisse gewappnet zu sein, war es nun auch kein Problem, Giscard, die Birkenmaus, dort hineinzubuxieren und sie mit nach Hause zu transportieren. Meine Einwände, dass es sich hier ja um Entführung und Freiheitsberaubung handle, wurden schlichtweg niederdiskutiert. Meine Chance witterte ich bei Einfahrt an unserem Ziel, der schönen Barock- und Jugendstilstadt Nancy, wo wir ein Hotel bestellt hatten, um auf dem „Place Stanislas“ an einem warmen Sommerabend eine Darstellung von „Son et Lumière“ zu erleben. Ins Hotel konnten wir das Terrarium mit der Maus ja wohl kaum an der Rezeption vorbeischmuggeln, und sie allein im Auto ihrem Schicksal zu überlassen, erklärte ich mit Überzeugung als Verstoß gegen die „Menschenrechte“, die auch für Birkenmäuse Gültigkeit hätten. So behauptete ich jedenfalls mit moralischem Pathos. Und ich hatte sogar ein wenig Erfolg mit diesem humanitären Vorstoß, denn das traf genau den Nerv der Tierliebe von Klaus, der ein wenig verunsichert über eine Lösung des Problems grübelte und plötzlich fröhlich erklärte:

„Gut, dann schlafe ich eben heute Nacht im Auto, dann ist sie nicht allein!“ In unserer Familie ist niemand je um eine Ausrede verlegen gewesen, und hier trat die Mutter des Knaben resolut gegen dieses Vorhaben auf den Plan: „Nein, das käme nun überhaupt nicht in Frage! Da machen wir uns strafbar, das verstößt gegen das Jugendschutzgesetz!“ Auf mein verblüfftes Gesicht hin setzte sie nach: „Minderjährige nachts allein sich selbst zu überlassen ist unterlassene Sorgepflicht!“ Voller Bewunderung über so legitimierte Ausredentechnik versuchte ich nun, einen realisierbaren Kompromiss zu finden, und erbot mich nach vielem Hin und Her, im Hotel nachzufragen, ob diese eine Möglichkeit der zeitweisen Beherbergung eines Terrariums mit dem Inhalt einer Maus möglich machen könnten. Die hübsche und freundliche Dame an der Rezeption hörte sich meine Schilderung mitfühlend an und entpuppte sich als Kinder- und Tierfreundin, die eine einfache und pragmatische Lösung vorschlug: „Nehmen Sie doch das Terrarium einfach mit auf Ihr Zimmer und stellen Sie es ins Bad, da kann doch nichts passieren.“

Birkenmäuse haben spitze, scharfe Zähne, was für den Fortgang der Handlung noch von einiger Bedeutung sein sollte. Als wir spät abends, noch voll von der schönen Musik und den eindrucksvollen Lichteffekten am Denkmal des polnischen Königs Stanisław, der seinerzeit auch Herzog von Lothringen gewesen ist, ins Hotel zurückkamen, fanden wir in dem Handtuch, das wir über das Terrarium gedeckt hatten, ein mittelgroßes Loch – und Giscard war verschwunden. Sofort schlossen wir die Badezimmertür, um auf begrenztem Raum Jagd auf den Flüchtling machen zu können. Das Bad war ein schöner, altmodischer Raum mit alten Messingarmaturen und aufwendigen Marmorbecken, einer riesigen Badewanne mit noblen Kacheln an Wand

und Boden. Die Schrankwand nahm eine ganze Seite des Zimmers ein. Ich entdeckte an einer der hohen Türen, dass ein kleiner Spalt geöffnet war. Strategiegespräch der familiären Jagdgesellschaft: Was tun, damit uns Giscard beim Öffnen der Tür nicht sofort entkommen würde und bei der Größe des Raumes nur sehr schwer wieder einzufangen wäre? Denn dass er oder sie dorthinein geflohen war, schien jedem von uns ziemlich wahrscheinlich. Wir stellten uns also hintereinander gefächert vor der Tür auf, und Klaus vorne als Erster öffnete langsam, behutsam die Schranktür. Und siehe da: Tatsächlich – ein kurzer Blick, und wir entdeckten den Ausreißer auf einem Kleiderhaken sitzend, wo mein Jackett hing. Eine kleine Hinterlassenschaft war bereits auf dem edlen Kleidungsstück zu sehen. Ich unterdrückte meinen Zorn, vom Jagdfieber überwältigt. Giscard saß seelenruhig auf meinem Jackett und machte nicht die geringsten Anstalten zu fliehen. Seine hübschen Augen blinzelten nur frech, als wollten sie sagen: „Ihr kriegt mich ja doch nicht!“ Da hatte die flinke Maus aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Klaus, bereits als Kleintierfänger routiniert, war derart schnell – und wir standen wie vor einem Fußballtor die Tür bewachend –, dass auch eine französische Birkenmaus sich dem Überraschungsangriff nicht rechtzeitig entziehen konnte und zum zweiten Mal in den zur Kuhle geformten Händen von Klaus landete und nun wieder in ihr Gefängnis zurückgebracht werden konnte. Um weitere Befreiungsversuche im Keim zu ersticken, hängten wir ein Bild von der Wand ab, deutlich größer als das Terrarium, und deckten damit die Oberfläche zu. Zufrieden und todmüde begaben wir uns zu Bett, die wütende Randale, die Giscard in seinem Hochsicherheitstrakt veranstaltete, einfach ignorierend.

Am nächsten Tag war die Rückreise nach Deutschland geplant. Der Grenzübertritt verlief problemlos. Zu Hause angekommen, wurden die auf der Rückfahrt ausdiskutierten Unterbringungsvorschläge in unserem Haus zunächst in die Tat umgesetzt. Dergestalt, dass ein viel größeres Terrarium mit Belüftung in Klausens Zimmer an einem hellen Platz am Fenster – also mit Aussicht – übergangsweise verbleiben sollte, bis eine bessere „Open-Air-Lösung" gefunden werden würde. Ehrlich gesagt missfiel mir diese Lösung zutiefst, da ich immer noch die Meinung von Freiheitsberaubung vertrat und meinem Sohn die freiheitlichen Traditionen der französischen Revolution nahezubringen suchte, was aber auf die erbitterte „Tierliebe" von ihm stieß.

Am Morgen darauf war das Terrarium leer, und die Maus war weg. Trotz aller Sicherheitsvorkehrungen hatte sie es geschafft zu fliehen. „Bravo!!" dachte ich bei mir triumphierend, was aber sofort umschlug, als ich das traurige Gesicht meines Sohnes sah. Alle Versuche, ihn zu trösten, stießen ins Leere, und ich grübelte schon über die Anschaffung eines neuen Haustieres, obwohl wir weiß Gott schon genügend hatten – siehe oben! In den darauffolgenden Tagen mussten wir lernen, dass Mäuse dieser Art durchaus unstetig und ambulant in der Auswahl ihrer Wohnplätze zu sein schienen, denn Giscard war keineswegs weg – nein, er hatte nur den Aufenthaltsort gewechselt. Man begegnete ihm an allen möglichen Orten unserer Wohnung: Aus dem Blumenkasten auf dem Fensterbrett schauten dich zwei lustige braune Augen an, bevor sie flugs verschwanden. In der Speisekammer saß er plötzlich triumphierend auf einer nicht korrekt verschlossenen Butterbüchse. Im Schlafzimmer entdeckte Klaus ihn fröhlich auf der Gardinenstange sitzend, an einem etwas undefinierbaren Gegenstand kauend. Durch Untersuchung der Krümel wurde

eindeutig ein Stück vom Geburtstagskuchen identifiziert – also ein klarer Fall von Diebstahl, na ja, sagen wir: „Mundraub".

Giscard wohnte also weiter bei uns im Haus. Was wir ebenfalls lernen mussten: Mäuse seiner Spezies sind nachtaktiv. Das hieß in unserem Fall, dass Giscard beschlossen hatte, in der Türfüllung unserer Schlafzimmertür seinen nächtlichen Aufenthaltsort aufzuschlagen und diesen zu einem gemütlichen Nest auszubauen. Das wirkte sich negativ auf unseren Nachtschlaf aus, denn er kratzte unentwegt und geräuschvoll im Innenleben dieser billigen Sperrholztür herum (deren Minderwertigkeit ich schon immer beklagt hatte). Erst mein energisches Klopfen gegen diese ohnehin verhasste Tür und einige wütende Faustschläge überzeugten den Störenfried schließlich umzuziehen – wobei natürlich niemand wusste, wohin er oder sie sich zu begeben geruhte. Das Haus war groß. Das ging eine geraume Weile so. Wir hatten uns schon an den kleinen Hausgeist mit seinen skurrilen Eigenarten gewöhnt, als ich eines Morgens noch ziemlich verschlafen mein kleines Bürozimmer betrat und merkwürdige Papierbrösel auf dem Fußboden herumliegen sah. Noch keines klaren Gedankens fähig, dachte ich zunächst an den Staubsauger, dessen Einsatz ich spontan auf den Nachmittag verschob. In diesem Zimmer mit einem überdimensionierten Schreibtisch, in dem eine Art unordentliches Archiv meines nicht immer ordentlichen Lebens im Dornröschenschlaf schlummerte, befanden sich aber auch eine Reihe aktueller Akten – zum Beispiel Rentennachweise.

Das muss man erklären: Ich gehörte zu der freischaffenden Zunft der Kulturschaffenden, die freiberuflich, und wie jedermann auf Geldverdienen angewiesen war. Das heißt wiederum: Ich musste mich mithilfe

eines Agenten um Arbeit bemühen. Vater Staat hatte nun weise verfügt, um die Angehörigen dieser nicht in langfristigen Verträgen eingesperrten Gruppe im Alter nicht verhungern zu lassen, für jeden noch so kurzfristigen Arbeitsvertrag neben Steuern auch Sozialabgaben abzuverlangen, die bei jedem Job etlichen Papierwust als Nachweis erzeugten. Ich hatte nun über die Jahre schon einen respektablen Haufen an Papieren angesammelt und konnte so dem Fall der Rente – die mir allerdings in weiter Ferne zu liegen schien – beruhigt entgegensehen. Allerdings kannte ich damals Giscard das Ungeheuer noch nicht. Als ich nämlich der Spur der Papierbrösel folgte und die Schreibtischschublade aufzog, bot sich mir ein entsetzliches Bild von fein säuberlich zerfetztem Papier in tausend kleinen Stücken: Meine Rente!! In ohnmächtiger Wut suchte ich in der Schublade nach dem Täter, aber der war natürlich spurlos verschwunden, wahrscheinlich schlief er ohne jedes Unrechtsbewusstsein seelenruhig irgendwo im Haus und ruhte sich von seiner nächtlichen Missetat aus. Meine Frau und Klaus, die in geradezu provozierender Gemütlichkeit am Frühstückstisch saßen, hörten meine lautstarken Verwünschungen mit ebenso provozierender Ruhe an und ließen mich austoben. Die Strafmaßnahmen, die mir spontan in den Sinn kamen (Falle und Gift), waren natürlich alle nicht durchsetzbar – wegen der Tierliebe. Aber eines war ich wild entschlossen durchzusetzen: „Der Kerl oder *in muss weg aus dem Haus!“ Und ab sofort war die Jagdsaison eröffnet, an der teilzunehmen sich Klaus natürlich beharrlich weigerte.

Es gelang mir tatsächlich im Laufe der nächsten Tage, den Burschen*in mithilfe eines Käfigs einzufangen und ihn ohne Zwischenstation Terrarium in den Wald zu transportieren. Wenigstens bei der Auswilde-

rungsaktion ließ sich Klaus breitschlagen, mit in den Wald zu kommen, und so wurde Giscard mit einer feierlichen Zeremonie auf einer wunderschönen Waldwiese im grünen, weichen Moos der Freiheit übergeben. Dabei guckte er mich derart vorwurfsvoll an, dass ich beinahe wieder schwach geworden wäre. Aber ich hielt stand. Und so wurde Giscard – natürlich nicht freiwillig – eine deutsche Birkenmaus. Ihn umzubenennen in Wilhelm haben wir versäumt. Das hätte er auch aus Nationalstolz abgelehnt.

P.S. Dieses Sternchen gebrauche ich ausschließlich wegen der ungeklärten Geschlechtsbestimmung des Übeltäters.

Das Selbstbildnis, das Klaus im Alter von etwa 8-9 Jahren gemalt hat.

Die Besatzer

„Motivbesetzung“ ist eine ambivalente Vokabel. Sie beschreibt einen alltäglichen Vorgang bei Film- und Fernsehdreharbeiten. Ein Phänomen, das natürlich in Wirklichkeit nicht so genannt wird, weil es einfach zu verräterisch wäre. Es verschanzt sich hinter einem anderen Begriff, der, schriftlich verfasst an alle Betroffenen verteilt wird, offiziell „Dispo“ heißt und folgenden Inhaltes ist:

- Bühne und Beleuchtung 6 Uhr am Motiv;
- 7 Uhr Maske und Garderobe;
- Schauspielerinnen ab 07.15, Schauspieler um 8.00 Uhr;
- Kamera + Ton + Regie 8.15 Uhr;
- Drehbeginn 9.00 Uhr

Diese Ankündigung verschleiert, was in den drei Stunden und an diesem Tag tatsächlich geschieht.

Aber schauen wir einfach einmal genauer hin. Ein Motiv, das ist hier irgendein in privatem oder öffentlichem Besitz befindliches Territorium oder Gebäude, wie auch immer geartet, nicht selten schlossähnlich, das in Verhandlungen mit der „Produktion“ einige Wochen zuvor in der Regel mit beschönigenden Schilderungen, manchmal auch mit bewusst falschen Angaben, von einem ahnungslosen Besitzer angemietet wurde.

Dieser Mensch wird nun eines schönen Tages um 6 Uhr morgens aus dem Schlaf geklingelt. Zwei freundliche Männer in Arbeitskleidung fragen an, nicht ohne sich für diese Störung zu entschuldigen, ob sie mal kurz an den Stromanschluss im Haus heran könnten, um Leitungen zu verlegen. Zu diesem Zeitpunkt hält der Mensch sich noch für den Besitzer des Hauses, Gartens oder gar Parks.

„Ach ja richtig!“, er hatte ganz vergessen, „heute

kommen ja die vom Fernsehen und wollen bei mir irgendetwas drehen".

Also erteilt er verschlafen aber souverän die Erlaubnis. Dabei fällt ihm angenehm eine kleine, aber auch nicht unerhebliche Summe Geldes ein, die er dafür bekommen soll. Bei einer Tasse Kaffee sinnt er über die Worte des wirklich sehr netten Abgesandten des Fernsehens nach, der ihm versichert hatte:

„Also, Sie können sich darauf verlassen, dass wir alles wieder so herstellen, wie wir es angetroffen haben!"

Ein plötzlicher Lärm reißt ihn aus seinen morgendlichen Träumereien. Er schaut aus dem Fenster. Lastwagen fahren auf den Hof.

„Mein Gott, fangen die früh an!"

Er beschließt nun, sich anzuziehen, denn das ist ja sicher ganz interessant, was da passiert. Auf dem Weg zum Badezimmer trifft er unerwartet auf den netten Produktionsleiter, den er schon kennt. Man begrüßt sich herzlich und beiläufig fragt dieser, ob sich denn ein paar Mitarbeiter in den unteren Räumen des Hauses ... ?

„Selbstverständlich!" sagt unser Besitzer generös und denkt dabei zufrieden an das kleine Sümmchen. Die Besinnlichkeit täglichen Rasierens wird durch fremdartige Geräusche im Haus und auf dem Hof empfindlich gestört. Beim näheren Hinschauen bekommt er nun doch einen kleinen Schreck.

Es ist mittlerweile so gegen 7 Uhr und ein Vorgang nimmt seinen Lauf, den man nur mit militärischen Begriffen treffend beschreiben kann: Die Besetzung, besser Okkupation, eines Motivs durch ein Filmteam!

Im Hause selbst geht das Ganze fast geräuschlos vor sich. Die Mitarbeiter, auch „das Team" genannt, beiderlei Geschlechts, häufig bunt bis bizarr gekleidet, bevorzugen die „Guerilla-Taktik". Sie besetzen die Örtlichkeiten mit ihren eigentümlichen Gerätschaften, un-

Aber alles, was aus dem TV-Kasten herauskommt, macht einen relativ geordneten, ja geradezu natürlichen Eindruck. Unvorstellbar, mit welchem Chaos das erzeugt wird! Behaglich räkelt sich Herr Hollunderblüm in seinem Sessel, nimmt einen Schluck Wein und greift zur „Dispo" für den kommenden Tag, die man ihm überreicht hat. Dort steht geschrieben:

- Bühne und Beleuchtung 6 Uhr am Motiv;
- 7 Uhr Maske und Garderobe;
- Schauspielerinnen ab 07 Uhr, Schauspieler um 7.30 Uhr;
- Drehbeginn 8.30 Uhr

Der nächste Angriff kommt bestimmt!

La Pazza Tedesca
(Die verrückte Deutsche)

Eine unserer liebsten Freundinnen ist verrückt! Jedenfalls wird sie von den Dorfbewohnern in der wunderschönen, Tuscia Viterbese, dem Land um die uralte Etrusker Stadt Viterbo „la pazza tedesca“ die verrückte

Deutsche genannt. Das ist aber durchaus nicht abfällig gemeint sondern eher liebevoll, ja manchmal auch bewundernd. Denn in keinem anderen Land hat man für

desca“ gefunden. Bei der Gelegenheit hatten sich die drei angefreundet, und nun war seit einigen Jahren zur Gewohnheit geworden, daß Gaspare sich mit seinen Schafen bei ihnen einfand und manchmal bis zu zwei Wochen blieb, bis er in sein Weidegebiet in der Toskana weiterzog. Christina und Antò freuten sich jedesmal auf den Besuch. Diesmal ganz besonders, denn sie hatten den Plan ausgeheckt, Gaspare zu überreden und ihn zu bitten, Telemaco in seine Herde aufzunehmen, schließlich konnte der kräftige Schafsbock doch auch für den Nachwuchs in seiner Herde sorgen. Es war überhaupt keinerlei Überredungskunst vonnöten, denn Gaspare war überaus begeistert von diesem Prachtexemplar von Schafsbock, den er sich besser für seine Herde garnicht wünschen konnte. Was Telemaco dabei empfand, ist nicht überliefert, als aber die Herde im darauf folgenden Jahr wieder vorbei kam, soll er einen sehr gläuterten und zufriedenen Eindruck gemacht haben inmitten seines Haarems von Schafsdamen und bereits Vater einiger entzückender kleiner Schäfchen, die Christina am liebsten alle behalten hätte.

Der Mensch Meyer

Ein Mensch mit Namen Meyer war mein erster Lateinlehrer in den ersten Jahren des Gymnasiums. Im Gegensatz zu anderen Lehrern mochte ich ihn gerne, trotz seines, wie ich damals fand, unsympatischen Fachs. Er hatte nämlich Humor, eine nicht gerade häufige Eigenschaft seiner Zunft. Mich interessierte Latein nicht die Bohne, ihn aber offensichtlich auch nicht übertrieben. Der Unterschied war nur, er konnte es und ich nicht. Das führte zu der klassischen Situation, daß er zwar gelangweilt Grammatik referierte, aber selbstverständlich erwartete, daß wir, seine Schüler, dem Vortrag andächtig lauschten. Das war schließlich sein Beruf. Dieser alltäglichen Zumutung fühlte ich mich nicht gewachsen, also entwickelte ich die Fähigkeit, ein Gesicht aufzusetzen, welches glaubhaft den Eindruck vermittelte: Ich bin ganz Ohr und es interessiert mich alles brennend! Das erfordert nicht nur Übung, sondern auch ein gewisses Talent. Beides sollte noch in meinem späteren Leben eine wichtige Rolle spielen. Unterhalb dieses Augenscheins des geheuchelten Interesses aber, konnte man ausschweifend eigenen Gedanken nachhängen, die so ganz anderer Natur waren als die Ausführungen des Lehrers: wie zum Beispiel, mit welcher Ausrede komme ich am Nachmittag am schnellsten von zu Hause weg, um mich mit Freunden im Schwimmbad zu treffen ... bis hin zu gefühlvollen Betrachtungen über ein schönes Nachbarmädchen, die meinen verliebten Bemühungen standhaft trotzte und so gar keine Notiz von mir nahm: traurig, ja unendlich traurig! Nun war aber Herr Meyer, ich hab' den Namen nicht erfunden, nicht nur sympatisch, er war auch schlau, und Gottlob ein wenig faul: Er lümmelte sich auf seinem Stuhl herum und ließ uns aus der aktuellen Lektüre, dem Julius Cae-

kameraden, daß sich eines „unglücklichen“ Tages ein riesiger Felsbrocken oberhalb der Idylle völlig unvorhergesehen gelöst hatte und krachend hinunter stürzte und unseren (mittlerweile Oberstudienrat) Meyer erschlug. Er soll sofort tot gewesen sein. Der Tod ist die einzige gerechte Instanz im Leben des Menschen, er trifft schließlich alle. Über die Art und Weise, wie man es denn gerne hätte, kann man sehr unterschiedliche Wünsche und Vorstellungen haben. Ich bin der Meinung, daß der Mensch Meyer mit der Vorstellung auf diese Art und Weise zu sterben, nicht unzufrieden gewesen wäre.

Rossolini

Rossolini ist eine kleine Stadt, südlich von Siracusa in Sizilien. Sie liegt etwas abseits der Touristenrouten und hat auch nicht sonderlich viel zu bieten, gemessen an ihren Nachbarstädten Noto oder gar Syracusa. Abgesehn von dem Unterkiefer des hl. Aloisius in der Kirche San Luigi di Gonzaga. Barbara, meine Frau, war Lehrerin in Ludwigshafen in Rheinlandpfalz. Fast die Hälfte ihrer Schüler waren italienische Kinder und kamen aus Rossolini, auch wenn einige schon in Ludwigshafen geboren worden waren.

Auf unser zweiten Reise im Westen von Sizilien, als wir das wunderschöne Siracus verließen, um nach dem mythischen Ragusa zu fahren, machten wir auf der Hälfte der Strecke Halt, um zum zweitenmal Rossolini zu besuchen. Beim ersten Mal, Jahre zuvor, waren wir zur Mittagszeit dort und die Stadt war wie ausgestorben, keine Menschenseele auf den Straßen und Plätzen, „Mittag schlief auf Raum und Zeit." (Nietzsche). Enttäuscht fuhren wir damals weiter. Anders diesesmal: die Piazza vor dem durchaus imponierenden Dom war reichlich bevölkert, vor allem von jungen Leuten, die sich in keiner Weise von denen anderer Städte Italiens unterschieden. Neugierig gingen wir in eine der Bars, holten uns unseren Cappuccino und setzen uns nach draußen an einen der Tische, mitten auf die Piazza, unter die Leute. Natürlich fielen wir auf, jetzt zur Covid-Zeit waren Touristen, die man hier sowieso kaum zu sehen bekommt, selten. Barbara war unruhig, soviele Jahrgänge von Schülern von hier hatte sie unterrichtet, soviele Geschichten gab es von einzelnen Schülern und von deren Eltern, daß sie insgeheim hoffte vielleicht doch einen inzwischen gealterten und vom Leben geprägten Ehemaligen hier zu treffen. Kaum hatte sie den Ge-

Der General.
Ein Kindheitserlebnis

Es war Winter und bitterkalt im Jahre 1947. Ich war sieben Jahre alt und meine Mutter war vor ein paar Monaten in einem bayrischen Krankenhaus an Krebs gestorben. Seitdem lebte ich bei meinem Onkel und meiner Tante in einem Dorf in Hessen. Mein Onkel war Forstmeister und trug eine schöne grüne Uniform mit silbernen Eicheln auf den Achselklappen. Meine Tante war eine Cousine und Freundin meiner Mutter. Sie hatte ihr versprochen, sich um ihre beiden Kinder zu kümmern, wenn sie, was sie wohl ahnte, bald sterben würde. Die Ehe von Tante und Onkel war sichtbar sehr glücklich, sie liebten sich zärtlich. Nur eines war ihr ganzer Kummer: Sie bekamen selber keine Kinder. So waren meine jüngere Schwester und ich ihnen wohl recht willkommen. Beide bemühten sich sehr um uns, und so verlebten wir in diesen schweren Zeiten eine glückliche Kindheit.

Das Forsthaus war groß mit mehreren Etagen und geräumigen Zimmern, die zu jener Zeit von aus dem Osten geflüchteten Verwandten meiner Tante bewohnt wurden. Es gab einen riesigen Garten, auf der einen Seite parkartig mit einer Treppe zur Veranda am Haus und dahinter ein großer Nutz- und Blumengarten, durch den ein kleines Bächlein floss. Auf der anderen Seite ein weiteres großes Gelände mit Schuppen, einer kleinen Erhöhung und anschließenden landwirtschaftlichen Gebäuden, in denen Kühe, Schweine und Geflügel aller Art hausten, regiert von Herrn Spiek aus Sachsen, liebevoll „Spiekchen“ genannt. Ich besaß übrigens eine schwarze Henne, deren Eier mir gehörten, was mich zur täglichen Kontrolle ihres Nestes veranlasste.

Spiekchen war ein kleiner, ziemlich unansehnlicher

Mann in Gummistiefeln und einer allgemein als seltsam empfundenen Sprache, die mein Onkel, der sehr musikalisch war, zu unser aller Erheiterung treffend nachzuahmen pflegte, wenn er mit uns alleine war. Ansonsten behandelte er Spiekchen sehr respektvoll, was von diesem mit einem zackigen „Jawoll, Herr Forstmeister!" quittiert wurde. Wenn Spiekchen ein wenig getrunken hatte, was zur Kirmes oder zu Waldarbeiterfesten der Fall zu sein pflegte, war er eine absolute Stimmungskanone. Er spielte Ziehharmonika und sang Lieder aus einem schier unerschöpflichen Repertoire. Mein Onkel amüsierte sich köstlich, war aber ein wenig eifersüchtig, da sein Repertoire am Klavier nur die klassische Variante populärer Musik abdeckte: „Ich trete ins Zimmer von Sehnsucht durchglüht ..." oder ... „Dies Bildnis ist bezaubernd schön!" ... etc.

Ehe ich nun völlig in der heiteren Erinnerung versinke, komme ich zum eigentlichen Grund dieser Geschichte, die sich aber später als durchaus bedeutend für mich herausstellte. Dazu bedarf es eines kleinen Einschubes, der diese Bedeutung erläutert:

Vor Beginn des schrecklichen Krieges hatte mein Onkel als junger Forstadjunkt (wie man das damals nannte) in Ostpreußen auf einem Gutsbetrieb mit großem Waldbesitz seine erste Stelle als Forstangestellter angetreten. Wie in einschlägigen Romanen üblich, verliebte er sich Hals über Kopf in des Grafen Töchterlein und sie sich in ihn.

Ihre Familie, wie auch in diesen Romanen üblich, war „not amused", weil der Bewerber als nicht standesgemäß angesehen wurde. Als der junge Mann wieder zurück zum Studium nach Berlin abreiste, entschloss sich meine Tante zur „Großtat" ihres Lebens. Sie reiste ihm nach, begann in Berlin eine Ausbildung zur Krankenschwester, heiratete später ihren Förster und beide

halten den fremden Mann zu nennen, stellte sich als ein sehr freundlicher, vor allem mir sehr zugewandter alter Herr heraus, der mich häufig ins Gespräch zog, mich ausfragte über die Schule und meine Freunde, über meinen Vater und meine Mutter, die er offensichtlich gekannt hatte.

Er war General gewesen, was mir großen Eindruck machte, obwohl ich nicht die geringste Ahnung hatte, was ein General so macht. Es musste aber etwas besonderes sein, denn wir bekamen regelmäßig sogenannte Care-Pakete aus England geschickt, in denen Wunderdinge enthalten waren, unter anderem Süßigkeiten, an denen ich teilhatte, die Onkel Rudi aus dem Verteiler für mich abzweigte, ich glaube, heimlich hinter dem Rücken seiner Frau Annemarie. Er war wirklich ein lieber alter Herr, mit dem ich gerne spazieren ging und der mir immer interessante Geschichten erzählte, deren Sinn ich zum großen Teil nicht verstand und deren Zusammenhänge ich erst viel, viel später begreifen sollte.

Es war auch für mich damals auffällig, dass mein Onkel die neu hinzugekommenen Mitbewohner freund-

Lehrer Zinkhahn

Meine erste Lehrerin 1947 in der sogenannten Volksschule, Frau P., sollte lange Zeit mein Bild des Lehrers schlechthin prägen. Aber ehe ich sie jetzt nachträglich in die Pfanne haue, möchte ich doch etwas Positives über sie sagen: „Wenn ich nicht sie, sondern irgendeinen Lehrer gehabt hätte, wäre lesen, schreiben und rechnen nicht so schnell in meinen Kopf reingegangen. Sie war so streng, daß ich mich widerwillig ihrem Druck beugte. Da sie unbarmherzig deutsche Gramatik lehrte, war ich den meisten meiner Klassenkameraden überlegen, weil bei uns zu Hause Hochdeutsch gesprochen wurde. Leiden konnte ich sie nicht, und ich mochte es überhaupt nicht, wenn sie mich immer als Vorbild heraus hob. Mit meinen Klassenkameraden sprach ich natürlich den ortsüblichen Dialekt. Vor allem aber fand ich es ungerecht, wie sie mit meinen Freunden aus dem Dorf umging: sie hatte eine boshafte Schärfe, wie ich sie leider später immer wieder bei Lehrern erlebt habe. Ich glaube, ich habe sie damals gehasst. Ich hatte aber eine subtile Gegenwehr: Ich meldete mich niemals bei ihr und antwortete, nur wenn sie mich direkt ansprach. Meiner Tante hatte sie erzählt, ich sei wohl etwas schüchtern. Darüber wurde zu Hause herzlich gelacht! Nach dem Tod meiner Mutter lebte ich bei meiner Tante und dem Onkel in einem kleinen hessischen Dorf weitab von der Welt, die nächte Kleinstadt war 15 km entfernt. Mein Onkel war Forstmeister und trug eine schöne grüne Uniform mit silbernen Eicheln auf den Achselklappen. Und er besaß zwei Gewehre, was den Deutschen in diesen Jahren streng verboten war. Aber die Alliierten hatten ihn als nicht „belastet“ eingestuft, weil er nicht Mitglied der NSDAP gewesen war.

Ich ging also in die Dorfschule, deren Rektor Herr

Zinkhahn, uns in Rechnen, Sport, und Religion unterrichtete, und dessen Name ich hier mit großer Sympathie und Respekt erwähne. In unseren Augen war er „steinalt" so um die Mitte vierzig rum. Sein Unterricht war gelassen, humorvoll und praktisch, was ich an einem Beispiel, das mir noch lebhaft in Erinnerung ist, beschreiben möchte: Wir hatten einen Jungen in der Klasse, der von einem Bauernhof in der Umgebung kam. Harald war kräftig, etwas größer als wir, er saß zum wiederholten Mal in der zweiten Klasse. Er hatte, wie man so sagte, einen dicken Schädel, auf dem borstiges, blondes Haar wuchs. In diesen Schädel war das Einmaleins schwer hinein zu bekommen, und der arme Kerl war unter uns Kindern so manchen Hänseleien ausgesetzt, die er aber mit stoischer Ruhe über sich ergehen ließ. Eines Tages hatte Lehrer Zinkhahn das offenbar mitbekommen. Er wohnte zu dieser Zeit in seiner Dienstwohnung in einem Haus neben der Schule. Hinter einem hübschen, blühenden Garten war ein kleiner Hof mit Hasenställen und aufgeschichtetem Brennholz und einem rundem Holzklotz, der umgeben war von dicken, unbehauenen nur grob gesägten Baumstücken. „Wir gehen jetzt alle mal zusammen nach draußen", befahl er und ließ uns in Zweierreihe antreten. Dann führte er uns auf sein Grundstück und ließ die ganze Klasse sich um den Holzklotz gruppieren. „So, Harald, hier ist meine Axt, sie ist sehr scharf, jetzt zeig' was du kannst!" Es bedurfte keiner weiteren Erklärung, Harald griff nach einem der größeren Baumstücke, legte es bedächtigt auf den Klotz, und zack, zack, zack zerlegte er es in blitzschnellen, präzisen Schlägen in mehrere kleine stapelbare Holzscheite. Und die zweite und die dritte, bis Herr Zinkhahn sagte: „Es ist gut Harald, laß mir noch was übrig!" So, sagte der Lehrer der staunenden Klasse: „Kann vielleicht einer von euch das ebenso

Frau Neger und der blaue Dunst

Der Begriff Neger ist political not correct. Das sagt man nicht. Warum? Es gehört sich nicht. Punto e basta! Das Wort kommt ursprünglich aus dem Lateinischen und heißt schwarz. Menschen mit schwarzer Hautfarbe nennt man daher Neger. Soll man aber nicht! Nun hilft der Begriff Afrikaner auch nicht so richtig weiter, wenn man einen rabenschwarzen Neapolitaner, dessen Vater ein GI aus Ohio ist, und die Mutter aus dem Vomero stammt, anthropologisch korrekt einordnen möchte.*

Wie dem auch sei, meine Neger sind Nachbarn und stammen, wie ich seit einiger Zeit weiß, aus Somalia, haben aber einen italienischen Paß. Sie bewohnen ein malerisches *Attico* hoch über den Dächern von San Lorenzo in Rom. Unsere Wohnungen liegen auf gleicher Höhe, Luftlinie etwa 30 Meter voneinander entfernt. Wir sind also Blick-Nachbarn. Es handelt sich um zwei Frauen und ein Kind. Früher lebte noch ein Mann bei ihnen, der war weiß, vermutlich der Gatte der jüngeren, sehr hübschen Person und offensichtlich der Vater des Kindes. Deshalb wurde er von mir, der Ordnung halber, unter dem Begriff Herr Neger eingeordnet. Seit längerer Zeit sieht man ihn nicht mehr. Vielleicht ist er gestorben. Er war wesentlich älter als die Frau. Das herausragende Kennzeichen dieser Nachbarn war und ist, daß alle, mit Ausnahme des Kindes, ständig rauchen. Die alte Frau hat schon seit ungefähr fünfzehn Jahren ein sehr altes Gesicht mit tief eingegrabenen Runzeln und dunklen, feucht schimmernden Augen. Dafür ist die junge Frau seit eben dieser Anzahl von Jahren zeitlos schön.

Wenn ich nach längerer Abwesenheit von Rom in meine Wohnung zurückkomme, dann gilt einer meiner ersten Blicke aus dem Fenster der Nachbarschaft

auf gleicher Höhe. Hat sich vielleicht etwas verändert? Wenn dann eine der beiden Frauen Wäsche aufhängt oder sich an den Blumenkästen zu schaffen macht, dann fokussiert sich mein Blick auf die Hände, um, wie bisher immer, festzustellen, daß dort in einer derselben eine Zigarette glimmt. Dann wende ich mich an meine Frau und teile ihr zufrieden mit:

„Alles in Ordnung, Negers rauchen." Diese weltbewegende Information wird übrigens auch über größere Distanzen hinweg telefonisch übermittelt.

Die einzige Sorge, die mich manchmal beschleicht, ist, daß bei der pausenlosen Raucherei irgendwann durch einen Glimmstengel die abenteuerliche Holzkonstruktion dieser Dachherrlichkeit in Flammen aufgehen könnte. Denn eines ist klar: Negers gehören zu den Leuten, die auch abends im Bett nicht auf den süßen, selbstmörderischen Lungenkitzel verzichten können. Und ich denke dabei immer an eine bekannte deutsche Schriftstellerin, die auf diese Weise hier in Rom ums Leben gekommen ist.

Lange Jahre war unser nachbarschaftliches Verhältnis sehr zurückhaltend. Man beäugte sich neugierig bei alltäglichen Tätigkeiten, die nun mal in dieser exponierten Lage nicht unbeobachtet bleiben können: Die blonden Deutschen entfalteten eine regelrechte Bauwut, hielten sich zur Unzeit leichtbekleidet auf ihrer Terrasse auf, während die dunkelhäutigen Nachbarn tief eingemummelt auf ihrem Balkon herumwerkelten. Selbstverständlich rauchend! Auf der Straße grüßte man sich nach einiger Zeit flüchtig, und auf dem Markt schenkte mir die junge hübsche Frau eines Tages ein bezauberndes Lächeln.

Wenn es die Bar auf der anderen Straßenseite nicht gäbe, so wäre dies nicht nur ein Mangel an Lebensqualität, sondern hätte schwerwiegende soziale Folgen.

Jakobus

Jakobus hieß unser kleiner Dackel. Er verdankte seinen Namen einem großen Schiff.

Und das kam so:

Meine Frau Barbara und ich wollten einen Hund haben, weil unser alter Hund gestorben war und wir deshalb sehr traurig waren. Also – was machen? Unser Sohn Klaus, der seit einiger Zeit ein Praktikum im Tierheim machte, war gleich Feuer und Flamme und meinte: „Im Tierheim gibt es so viele arme Hunde, die keinen Besitzer haben und die so gerne eine Familie hätten. Holt euch doch dort ein verlassenes Tier!“ Wir waren nicht so ganz überzeugt, da wir unbedingt wieder einen Dackel haben wollten, um an unsere zwei alten Dackelmädchen, Heixen und Mademoiselle, erinnert zu werden. Klaus war anderer Meinung und überzeugte uns schließlich, dass vor allem Mischlingstiere besonders lieb und anhänglich und auch sehr klug seien. Da uns Hunde-Rassismus genauso dumm erschien wie Menschen-Rassismus, ließen wir uns überzeugen und gingen an einem schönen Sonntagnachmittag ins Tierheim – nur um einmal zu schauen, ob es da vielleicht einen Hund gäbe, der uns gefiele. Die Leiterin des Heimes empfing uns freundlich und meinte: „Schauen Sie sich mal um – Sie können die Boxen auch ruhig aufmachen. Unsere Hunde sind alle harmlos, es ist kein ‚Beißer‘ dabei, auch wenn sie so einen Höllenlärm veranstalten. Das ist ja die einzige Weise, wie sie auf sich aufmerksam machen können. Wir sind froh für jeden, der ein neues Zuhause bekommt.“ Dann verschwand sie, um ihrer Arbeit nachzugehen. Bei all dem Hundegebell waren wir ganz verwirrt und wussten gar

Ferdinand

Ferdinand will ...! Mein Freund Franz ist schwul. Ich kann das Wort nicht ausstehen weil, ich es herabsetzend finde und überhaupt unschön! Aber er und auch seine „Familie“ benutzen es hartnäckig, was möglicherweise eine Art „Selbstkasteiung“ bedeuten könnte. Familie heißt in diesem Falle die homosexuelle Gemeinde, wobei ich diese Bezeichnung ebenso scheußlich finde: Das englische Wort „gay“ (fröhlich) ist eigentlich viel hübscher, wenn man diese „Spielart der Natur“ unbedingt näher benennen will. Über diesen Tatbestand hinaus ist Franz seit Jahren mein Hausarzt und Vertrauter in allen möglichen Lebensbereichen. Wenn ich irgendein Problem gesundheitlicher Art oder auch sonstwie habe, rufe ich ihn an oder besuche ihn in seiner Praxis. In letzterer ist seit den 50er Jahren die Zeit stehen geblieben, man könnte das Mobiliar komplett in einem dieser Epoche gewidmeten Museum zur Schau stellen. Die vielen Bilder an den Wänden sind eindrucksvolle Unikate. Nicht einmal ein Computer steht auf seinem Schreibtisch. Seine Rechnungen schreibt er mit der Hand, was zu regelmäßigen Konflikten mit meiner Krankenkasse führt, die solcherlei archaisches Abrechnungverhalten für unzumutbar hält. Bisher haben wir aber immer gesiegt mit Hilfe des gedruckten Briefkopfes, der Franz nämlich als Vertrauensarzt der Deutschen und Österreichischen Botschaft ausweist und ihn daher ein wenig unangreifbar macht. Franz hat als junger Deutscher in Rom an der Universität Sapienza Medizin studiert, sich zum Facharzt ausgebildet und nach einigen Klinikjahren, dort als „medico di base“, als praktischer Arzt niedergelassen. Wir kennen uns nun schon einige Jahre, ich weiß von ihm das eine oder andere, nicht eben viel, und so hat es mich doch sehr verwundert, als er

eines schönen Tages mit einem mir fremden Herrn vor meiner Tür stand und erklärte, sie seien gerade hier in der Gegend und er wolle mir bei dieser Gelegenheit mal seinen langjährigen Lebensgefährten Ottaviano vorstellen. Ein wohlgekleideter Herr mittleren Alters stand etwas unsicher hinter ihm und hatte wohl erst ein wenig Hemmungen, so unvermittelt bei mir hereinzuschneien. Ich war verblüfft, denn ich hatte keine Ahnung von Franzens fester Bindung an einen Partner gehabt. Er hatte ihn einfach versteckt. Wir tranken Kaffee dazu einen Grappa, der die Zungen etwas löste. Ottaviano erwies sich als ein gewandter Plauderer, der es einem leicht machte, auch persönliche Neugier zu befriedigen und auch hinterhältige Fragen zu seiner Person zuließ. Er war Sänger gewesen, lyrischer Tenor, und hatte bedeutende Partien gesungen. Was er erzählte, war interessant, von selbstbewußter Bescheidenheit, man merkte den kenntnisreichen Profi, der seinem Beruf leidenschaftlich verfallen war. War ... denn er konnte ihn nicht mehr aktiv ausüben, da seine Stimme deutlich nachgelassen hatte, und er sich nicht mit Mittelmaß zufrieden geben wollte. Also hatte er eine neue Karriere begonnen, die er auch jetzt noch ausübte, nämlich die des Gesangslehrers an einer Musikhochschule, was er mit ebenso großem Engagement tat wie seinerzeit als Tenor auf der Bühne. Wir verloren uns zunehmend im Gespräch über Musik, Opern im allgemeinen und im besonderen, da ich, ein großer Verehrer dieser Gattung, mich stundenlang darüber unterhalten kann, was möglicherweise anderen Mitmenschen auf die Nerven geht. Jedenfalls zeigte Franz nach einer Weile deutliche Anzeichen von Langeweile. Lustvoll unterhielt ich mich weiter mit Ottaviano und nahm damit Rache für seine vielen langwierigen Vorträgen über medizinische Fachfragen, die Franz mir gelegentlich zumutete, wenn ihn

Alarichs Grab im Busento

Die Sadt Cosenza liegt im Süden Italiens, in der vor allem bei Nordländern, übel beleumundeten Provinz Calabrien: Spitzname „Saudi-Calabria!“ Es ist keine reiche, industriell entwickelte Region wie im Norden, dafür bietetet sie dem Reisenden wunderschöne Berg- und Flußlandschaften, wildromantische Strände, einsame und malerische Dörfer und uralte, interessante Städte, vor allem aber freundliche Menschen, die dem Fremden mit offenen Armen begegnen. Der Besucher fragt sich nach einer Weile, worin dieser schlechte Ruf eigentlich begründet sein mag. Es muß wohl etwas mit den berühmten Mafia-Geschichten zu tun haben, aber davon wollen wir bei der folgenden Geschichte nichts wissen! Cosenza liegt am Zusammenfluß der beiden Flüße Busento und Crati und eben dort hat sich im 4. Jahrhundert nach Christi Geburt eine historische Tragödie zugetragen: AlerichI. König, der Goten, welche ursprünglich aus dem heutigen Rumänien stammten und im Zuge der Völkerwanderung als ethnisch geschlossene Volksgemeinschaft durch ganz Europa zogen, ist dort in noch jugendlichem Alter an Malaria gestorben. Der Legende nach soll er im Flußbett des Busento mitsamt seines „Goten-Schatzes“ von seinen Kriegern begraben worden sein. Das Flußbett hatten diese vorher umgeleitet und König mit Schatz dort versenkt, um Schatzräuber fern zu halten. Dieses geschichtlich verbürgte Ereignis hat immer schon die Phantasie der Menschen beschäftigt, und zu allen Zeiten bis zum heutigen Tage Schatzsucher auf den Plan gerufen. In Deutschland wurde diese Geschichte durch ein Gedicht des unglücklichen, romantischen Dichters August Graf von Platen (1796 – 1835) berühmt, und geisterte noch lange Zeit durch die Schullesebücher. Heute

kennen es wohl nur noch wenige. Es ist ein schönes Gedicht vor allem durch die Musikalität der Sprache, hat aber einen winzigen Schönheitsfehler: Dort heißt es nämlich über den im Flußbette ruhenden Gotenkönig: „Schlaf in deinen Heldenehren keines Römers schnöde Habsucht soll Dir je dein Grab versehren!“ Die Ehrenhaftigkeit der Römer soll hier nicht verteidigt werden, aber historisch genau war es so: Alerich hatte mehrfach und einmal sehr gründlich Rom zerstört, seine Leute hatten die Stadt wüst geplündert und mitgenommen, was sie auf ihrer Reise in den Süden mitnehmen konn-

De Mortuis Nihil Nisi Bene

Das ist leicht gesagt! Aber dabei muß man sich in manchen Fällen ganz schön Gewalt antun. Da wäre zum Beispiel Silvio Berlusconi: Aber in diesen nationalen Konflikt will ich mich auf keinen Fall einmischen. Da die Dinge immer zwei Seiten haben, und der Einzelmensch in der Regel mit unendlich vielen Facetten vorkommt, ist es, um diesen edlen Gundsatz erfüllen zu können, angebracht, sich einen möglichst positiven Aspekt dieser Person, deren Tod zu beklagen ist, herauszupicken, um mit sich selbst und der Umwelt im Reinen zu sein.

Ein glücklicher Zufall hat mir vor Jahren den Besitz eines kleinen, wunderschönen „Atticos“ im Herzen von Rom mit umwerfend schönen Ausblicken zugespielt. Attico bedeutet eine auf einem höheren Palazzo gelegene, häufig nachträglich „draufgesetzte" Wohnung mit schöner Aussicht. Daß so etwas hochbegehrt und sündhaft teuer ist, versteht sich von selbst: „Costa un ochio, ansi due!" (kostet ein Auge oder auch zwei!), wie man hier so drastisch zu sagen pflegt. Ich habe kein Auge bezahlt, denn erstens waren es andere Zeiten, zum zweiten war der Zustand des Objektes teilweise beklagenswert, was einige bauliche Maßnahmen notwendig machte, und damit den Kaufpreis minderte. Zudem waren es auch nur 50 qm, allerdings mit einer Terrasse und einen Balkon nicht mitgerechnet. Da ich schon damals die Idee hatte, mit meiner Frau mehrere Monate des Jahres dort zu verbringen, ja, im Alter möglicherweise dort vorwiegend zu wohnen, war die geringe Quadratmeterzahl doch ein wenig unbequem, und so sannen wir immer wieder auf Abhilfe. In der Bar gegenüber unseres Palazzo lernte ich eines Tages Calò kennen, einen begnadeten Handwerker und überhaupt ungewöhnlichen Zeitgenossen, der nicht nur nett und

Wie kommt man zu einer Wohnung in Rom?

Es geschah in Bangkok in einem dieser verzauberten Thai-Restaurants am Ufer des Chao Phraya. Ein lauer Abendwind vertrieb die Hitze des Tages und mischte sich mit dem Duft der berühmten Thai Küche. Auf dem Fluß reger Schiffsverkehr und lautes Menschengewimmel. Wir saßen direkt an der Balustrade am Ufer, über uns schaukelten die Blumengondeln. Vier Deutsche Filmschaffende, wie der bürokratische Terminus lautet, und eine Italienische Kollegin. Eine Fernsehproduktion hatte uns für ein halbes Jahr hierher verschlagen, und wir genossen aus vollem Herzen den „Kollateralschaden" der eher harmlosen FS-Serie, denn wir durften, sozusagen geschenkt, den Zauber dieses Landes und seiner Menschen kennenlernen, das uns wirklich als das „Land des Lächelns" erschien. Von den untergründigen Spannungen in der Gesellschft bekamen wir natürlich nichts mit, und die Lektüre der Regierungsnahen „Bangkok Post" half uns auch nicht dabei. Aber das Gespräch an diesem Abend drehte sich um den vergangenen Drehtag mit den lauten und stinkenden Fischerbooten in den Klongs und den schwimmenden Märkten. Plötzlich und unerwartet wandte sich unsere italienische Kollegin, tapfer mit der deutschen Sprache kämpfend, an ihren Lebensgefährten mit der überraschenden Information: „Übrings, Du ich bin schwanger!" Ein Augenblick verblüfften Schweigens, dann löste sich vielstimmiges Sprachgetöse, so daß der so Angesprochene und ohne Zweifel „Täter" an diesem Umstand eine Weile Zeit hatte, um sich zu fassen. Mit männlicher Haltung bemerkte er trocken: „Dann brauchen wir eine andere Wohnung, mit einem Kind ist unsere zu klein!" Aus dem Getümmel von Komentaren,

konnte man eine Informatin herausfiltern:

Bei der nun zu kaufenden Wohnung handelte es sich um eine kleine, aber besonders hübsche Wohnung in Rom. Was ein „Attico“ ist, lernte ich erst viel später. Einige Monate zuvor war ich zum ersten Mal in meinem Leben in Rom gewesen und zwar im Frühling. Es gibt niemanden, den ich kenne, der dem Zauber dieser Stadt zu dieser Jahreszeit jemals wiederstanden hätte. Und nun sollte sich eine Gelegenheit bieten, eine kleine Wohnung inmitten dieser Sehnsuchtsstadt möglicherweise kaufen zu können: „Das war ein Fingerzeig des Schicksals!“ Und wenn ich das Geld klauen müßte, das will ich mir nicht entgehen lassen!“, dachte ich entschlossen bei mir. Äußerlich nüchtern erkundigte ich mich bei dem Kollegenpaar nach den Bedingungen. Sie schienen mir annehmbar, ja sogar ziemlich günstig. Damals gab es noch keine Smartphones. Ich mußte also warten, bis wir ins Hotel kamen, um an der Rezeption ein Telephongespräch nach Deutschland anzumelden. Als ich meiner Frau begeistert und blumig von diesem Angebot erzählte, war am anderen Ende zunächst

die Besitzer dieses kleinen Juwels hoch oben auf dem letzten Stockwerk eines älteren Palazzo, der weit und breit das einzige Gebäude war, das der Krieg verschont hatte. Die Alliierten hatten 1943 den Stadtteil San Lorenzo in Schutt und Asche gebombt.*

Die hundert Stufen hoch zur Wohnung waren damals für uns auch kein Problem, über das wir auch nur nachgedacht hätten (heute nach etlichen Jahren, nachdem inzwischen ein Aufzug eingebaut worden ist, segnen wir täglich aufs Neue den Tag bzw. die Wochen an dem dieses nachträglich geschehen war). Das „Juwel" war in keinem besonders gutem Zustand, Renovierungsbedarf an allen Ecken und Enden wurden von uns einfach begeistert übersehen, angesichts der Tatsache, daß man von überall umwerfende Blicke hatte, und das Wetter ja, wie man weiß, in Italien stets von Sonne und

* An der Brandmauer unseres Palazzo oberhalb eines Trümmergrundstücks stand in großen Lettern geschrieben:

„Eredità del Fascismo!" (Erbe des Faschismus!)

betroffen und um den Ruf seines Institutes besorgt, uns sofort Hilfe versprach. Bereits nach einer knappen Woche bekamen wir einen Anruf aus Barletta: Finalmente sei unser Geld auf der Bank angekommen.

Ich war in Rom und stattete dem Dr. Uva einen zweiten Besuch ab. Strahlend und sichtlich erleichtert und auch ein wenig stolz, lud er mich zu einem Kaffee und einer „Kleinigkeit" per pranzo, in den Empfangsräumen seiner Bank ein. Jemand, der Sparkassenräume in Deutschland oder auch größerer Institutionen wie der Deutschen Bank gewöhnt war, wie ich, der fühlte sich in eine völlig andere Welt außerhalb seines Fassungsvermögens versetzt: Galerien, mit Fresken an den Wänden und Decken bemalt, mit wertvollen Bildern, Möbeln und Gobelins ausgestattet, führten uns in einen riesigen Empfangsraum, der so ungefähr meinen naiven Vorstellungen vom Schloss Versailles entsprachen. Ich war völlig überwältigt und auch ein wenig eingeschüchtert, und als der gute Mann dann auch noch anfing, sich bei mir für diesen unerklärlichen Vorgang zu entschuldigen und mich zu einem unvergleichlichen

Bruno und die bösen Geister

Mein Freund Bruno ist Kapuzinermönch. Er sitzt den lieben langen Tag an der Pforte seines Klosters in der Via Piemonte in Rom. Ein paar Schritte entfernt liegt die noch aus Fellinis Tagen als mondän geltende Via Veneto. Eigentlich ist es gar kein Kloster im üblichen Sinne, eher eine Art Taubenschlag für Kapuzinermönche aus aller Welt: Denn es handelt sich um die curia generale dei cappuccini, die Weltvertretung des Ordens beim Vatikan. Brunos Arbeit darf man sich also auch nicht als beschauliches Pförtnerdasein in mönchischer Abgeschiedenheit vorstellen. Sein rundes, freundliches Gesicht und seine auch ansonsten rundlichen Formen entsprechen allerdings eher dem Typ des Bruder Pförtners in einem ländlichen Kloster. Nein, es handelt sich hier um eine wirklich aufreibende Vermittlertätigkeit in mehreren Sprachen, die mit dem schwierigen Beziehungsgeflecht zwischen den Angehörigen dieser sehr bunt gemischten Gemeinschaft auf diplomatische Weise umzugehen ihn imstande sein muss. Dafür ist Bruno genau der richtige Mann. „Pronto, buon giorno, e la curia generale", meldet er sich an der Zentrale, um dann sofort routiniert fortzufahren: „No, I regret, padre Vincenzo isn't in, he will come back late, can I leave a message for him?" Oder wenig später: „Guten Morgen, Schwester Reinolda, wie geht es Ihnen heute? ... Ob der General im Hause ist, weiß ich nicht, bleiben Sie in der Leitung, ich versuche ihn in seinem Büro zu erreichen!" Wechsel auf die Hausanlage, „Gregorio, die Reinolda will Dich sprechen!" „Um Gottes Willen", tönt es aus der Hausanlage. Bruno drückt sofort auf den Knopf, dass man nicht mithören kann, „die hat mir gerade noch zu meinem Glück gefehlt", sagt er, „ich bin nicht da!" Bruno: „O.k. was soll ich sagen, wo Du

Die Reiseurne

Waren wir Freunde? Ich weiß es nicht, wir haben oft gestritten, aber ansonsten gut vertragen. Jetzt ist er gestorben. Seine Lebensleistung ist imponierend, ohne jeden Zweifel. Als Unterhaltungschef eines großen Fernsehsenders, war er verantwortlich für viele herausragende Sendungen, die im besten Sinne des Wortes Unterhaltung, phantasievolle Erzählungen und schlaue Spannung boten. Innehalb einer vorwiegend von kommerziellen Interessen gesteuerten Medienflut waren seine Filme und Serien in jeder Beziehung Qualitätsprodukte: Chapeau! Posthum! Wie man sich denken kann, ist das Selbstbewußtsein eines solchen Menschen in der Regel nicht gerade unterentwickelt, und dies wiederum kann manchmal eigenartige Blüten treiben. Der Tod wird vom überwiegenden Teil der Menschheit, als endgültiges Verschwinden des Individuums, nicht akzeptiert. Da muß es doch nachher noch irgendwas geben, ich kann doch nicht einfach so mir nichts Dir nichts verschwinden? So ganz ohne Perspektive. Es ist völlig unmöglic die unendlich vielen Varianten der transzendenten Fortschreibungsversuche irdischer Existenz auch nur annähernd aufzuzählen oder zu beschreiben: Es würde Bände füllen! Allein die Weltreligionen und ihre zahlreichen Sekten liefern endlose und farbenprächtige Bilder vom Jenseits und seinen ewigen Glücksverheißungen. Die Philosophie ist mindestens ebenso erfindungsreich wie phantastisch, und fast jedes Individuum entwickelt noch dazu eigene Wunschvorstellungen. In der Regel erfordern soche Bedürfnisse im Diesseits gewisse Vorkehrungen, mit denen man häufig die liebe Nachkommenschaft im Falle des Ablebens überrascht und oft in ziemliche Verlegenheit bringen kann. Da hilft diskret und kostengünstig das Bestat-

tungswesen! Das Wort ist aus zwei Begriffen zusammengesetzt, die zu untersuchen wären. Bestattung ist einfach: Einen Sarg oder eine Urne unter die Erde bzw. in eine Grabanlage zu bringen. Extrawünsche wie Friedwald oder Seebestattung sind in Mode und erhöhen daher selbstverständlich den Vollzugspreis nicht unerheblich. Viel schwieriger ist es aber bei dem Wort Wesen, das sich bekanntlich einer sehr deutschen Zuordnung erfreut. Wo gäbe es sonst „Wesentlich" „Wesenheit" „Wesenart" „Wesenhaft" „Wesensgleich" so einfach in der gehobenen Sprache, von der Literatur

Wodka und Krimsekt

Die eigentliche Herausforderung unserer Dreharbeiten in Leningrad, wie St. Petersburg damals hieß, waren nicht nur professioneller Natur, sondern lag im Umgang mit unseren russischen Kollegen. Unser Filmteam, die erste westdeutsche Fernsehproduktion in der damaligen Sowjetunion, bestand zur Hälfte aus deutschen und zur anderen aus russischen Mitarbeitern. Keiner von uns sprach auch nur ein Wort Russisch, und von den Russen sprachen genau drei Personen Deutsch, einer von ihnen so gut wie perfekt.

Pjotr hatte nie deutschen Boden betreten, sondern an der Akademie in Moskau Deutsch studiert, das nahezu akzentfrei und grammatikalisch korrekt aus seinem Munde floss. Faszinierend! Es hieß, einige russische Kollegen wären zu unserer Überwachung auf uns angesetzt. Was es da zu überwachen gab, schien uns zwar rätselhaft, aber aus unserer eigenen westlichen Propaganda wussten wir ja, dass die feindliche Sowjetunion ein finsterer Überwachungsstaat war. Also waren wir alle zunächst etwas verunsichert und wussten nicht so recht, wie man sich verhalten sollte.

Aber schon in den ersten zwei Tagen der Zusammenarbeit löste sich diese „Verklemmung" in Luft auf, und in den Folgetagen wurde in den abendlichen Zusammenkünften im Hotel, diese Luft zusätzlich „verwässert" mit dem allseits bekannten „Wässerchen", sprich Wodka. Dieses, wie allgemein bekannt, russische Nationalgetränk traf nun ganz zufällig auf ein durchaus nicht ungeübtes deutsches „Expertenteam". Vor allem unser Regisseur war ein ausgewiesener Spezialist. So saß bald eine fröhliche Runde zusammen. Die Sprachbarrieren waren plötzlich verschwunden, sodass sowohl der russische als auch der deutsche Produktionsleiter zu

Baghis Schrei

Ein Requiem

Baghi ist ein großer Hund von ungeklärter Herkunft. Sie, wie sich herausstellen sollte, wurde als Welpe halbtot von Marcello gefunden, irgendjemand hatte ihn über den Zaun eines Anwesens geworfen, das wohlhabenden Leuten in den Colli Albani in der Nähe von Rom, gehört. Marcello, der Angestellte dieser Familie, brachte das Häufchen Elend zu seinen Arbeitgebern, und diese beschlossen, das arme Tier aufzunehmen, obwohl sie zwei andere große, edle Rassehunde schon ihr Eigen nannten. Dennoch brachten sie die damals winzige Hündin sofort zum Tierarzt und ließen sie wieder aufpäppeln, bis sie in die Hundegemeinschaft aufgenommen werden konnte, was vor allem der Tochter des Hauses, aber auch dem „Gartet-Rumenen" und Angestellten Marcello sehr am Herzen lag, und schließlich zu beider Aufgabenbereich wurde. Das ging eine Weile ganz gut, die hochnäsigen Rassehunde akzeptierten nach und nach den nicht „standesgemäßen" Eindringling, und selbst beim gemeinsamen Fressen herrschte eine Art „bewaffneter" Friede. Baghi war inzwischen deutlich herangewachsen und ziemlich kräftig geworden, zudem verfügte sie über ein sichtbar imponierendes Gebiss, was man auch in Hunde-Adelskreisen zu respektieren schien. So verging einige Zeit, bis plötzlich das Unglück passierte: Keiner war dabei, es hatte auch niemand gesehen, kein Mensch wußte, wie es passiert war: Es hatte eine wilde Beißerei zwischen den Hunden gegeben, dessen Motiv man nur ahnen aber nicht wissen konnte. Aber Baghi hatte einen der Edelhunde derart zugerichtet und lebensgefährlich verletzt, daß dieser sofort zum Tierarzt gebracht werden mußte. Marcello war als erster zum Tatort geeilt und

Pierrot die Lumpe

Pierrot die Lumpe* (Das „e“ an dem Wort Lump ist dem französischem Akzent von Madame Leclaire geschuldet) Mein belgischer Freund Pierrot war mit seinen 15 Jahren ein ausgewachsenes Filou. Unser beider Eltern waren Angestellte der Berlitz-Schule in Bonn während der Adenauer-Zeit. Seine beiden als Sprachlehrer für Französisch, meine Mutter für Englisch, und mein Vater war der Direktor des Instituts. Die neugeschaffene Bundeshauptstadt Bonn war zunehmend ein Tummelplatz internationalen Publikums, das sich naheliegenderweise auch in der Sprachschule zusammenfand. Darunter häufig Personen mit bizarrer Herkunft und ungewöhnlichen Lebensläufen. Um das nur an einem Beispiel zu illustrieren, sei hier die Geschichte von Henry R. kurz erzählt: Henry war der Sohn jüdischer Eltern aus Wien, die Familie war aber längst schon katholisch, und er hatte erst durch Hitler erfahren, daß er Jude zu sein habe. Nach dem Abitur besuchte er die traditionsreiche Max Reinhard Schauspielschule, bekam ein erstes Engagement, das er aber nach dem „Anschluss“ Österreichs nicht antreten durfte. So wich er aus in die Tschechei um dort an einem Theater seine ersten Bühnenerfahrung zu sammeln, bis es aber auch dort zu gefährlich wurde, und er sich nach Italien absetzte, um bei einer jüdischen Emigrantenhilfsorganisation tätig zu werden, die Flüchtlingen aus Deutschland dabei half, nach Amerika zu kommen. Aber auch im faschistischen Italien wurde es zunehmend gefährlich, also mußte er weiter nach Südfrankreich, um von dort aus nach England emigrieren zu können. Er war gerade einmal 23 Jahre alt und konnte als junger, kräftiger Mensch in einem „Fremdenbataillon“ der englischen Armee als Offiziersanwärter unterkommen. Seine